

Wer jetzt, so Ende Oktober über den mittleren Finger des Peloponnes reist, mag sich unter anderem die biblisch verbrannten Erden bei Kalamata oder nahe Areopolis betrachten und er kann sich bei allem Schmerz über das Grauen dieses Sommers an Ovids Metamorphosen erinnern und darüber hinaus an die herzlose biologische Tatsache, dass die Asche von heute das Gold von morgen sein wird. Kreisläufe zirkulieren nun mal außerhalb jeder Moral. Allemal: der große Ansturm auf die Kultstätten von Mykene, Epidaurus, Mistras und Olympia ist wieder einmal bewältigt. Die Ölbäume tragen schwere grüne und lilaschwarze Früchte und aus manchen der alten maniotischen Steinmühlen entweicht schon dieser sauermodrig-erotisierende Duft, welcher einer reiseerfahrenen Nase von gütebewusster Olivenölerzeugung erzählt. Das Meer, das zu dieser Zeit mit der matten Wut eines nicht klar berechenbaren Stiers gegen die schroffen, unwirtlichen Klippenküsten der messinischen Buchtenkette anrollt, ist für den Badegast noch angenehm aufgewärmt. In den paar noch geöffneten, meist recht spektakulär und luzid-wirr gestylten Strandtavernen offenbaren die Gastgeber ihre wahre hellenische Seele: sie stellen dem Reisenden seltsame wie wohltuende Fragen, sie legen ihm homerisch-altvertraut ihre warme Hand auf die Schulter, sie tischen ihm gar nicht bestellte indessen sehr feine Tropfen auf, verwöhnen ihn mit den Raffinessen der mütterlichen Kochkunst und wehe ihm er wagt zum Abschied so etwas wie einen Geldschein zu präsentieren – er kassiert dafür den Blick eines migränekranken Henkers.

Kalogria, das „Schöne Kalt“, gelegen beim bis in vornehme Athener Kreise wertgeschätzten Fischerdorfs Stoupa ist so ein magischer Strand. Von Ostern bis Mitte September ist er besessen wie alles am Mittelmeer, wo sich Land- und Meerzungen fügen; Fantadosen, Heineckenflaschen, Nussölaromen, heiteres Kindergeschrei, bunte Schirme, buntes Liegegestühl, fliegende Bälle in allen Größen, lesende Senioren mit gerötetem Bauch, tätowierte Briten-Kojaks, Duftschwaden von frisch aufgetautem Grilloctopus, Theodorakis-Melodien von rechts, Buddha-Lounge-Sound von links, unterm blauen Himmel rauschen das blaue Meer und die grünsilbrigen

DIE KÜSTE DER FREIHEIT

von Wolf Reiser

Blätter der Schatten offerierenden Eukalyptusbäume in brüderlicher Frequenz.

Nach den ersten Herbststunwettern rollen oft große Wässer vom Taygetosgebirge hinunter ins „Beach-Idyll“ und zerkochen das hübsche Sandareal zu einem unbegehbaren Delta. Gesellt sich dazu ein misslauniger Südwestwind, dann schaufelt das Meer plötzlich atlantische Dünen daher und nichts erinnert hier einen mehr an die kindische Rimini-stimmung vergangener Sommertage.

Am Nordende des an und für sich winzigen Strands stehen zwei kleine, barackenähnliche Hütten. Davor zittert eine allein stehende Tamarinde in den wechselnden Brisen.

Vor recht genau 90 Jahren sahen sich an dieser Stelle zwei Männer wieder, die zu diesem Zeitpunkt nicht die geringste Ahnung davon hatten Weltgeschichte zu werden und Teil unserer Herzen; der mazedonische Abenteurer Georgios Sorbas (47) und der 33-jährige kretische Schriftsteller Nikos Kazantzakis.

Kennen gelernt hatten sich die beiden Männer im Jahre 1915 im griechischen Norden auf dem heiligen Berg Athos. Der tausendsassige Allrounder Sorbas fällte dort Holz, Kazantzakis befasste sich mit der end- und sinnlosen Suche nach seelischer Erlösung in Begleitung seines spektakulären Poetenfreunds Angelos Sikelianos. Sie hatten es mit der alten Bibel, Buddha, Nietzsche und Dante. Und der asketische Kopfmensch Kazantzakis bekam damals schon vom dionysischen Ungeheuer das Kraut ausgeschüttet. „Er hatte mich papierverschlingende Maus genannt. Seit jenem Tag verkörperte sich mir in jenem Wort

der ganze Ekel, den ich vor meinem bisherigen Leben empfand. Seitdem suchte ich nach einem Anlass, der Tintenkleckserei zu entsagen und mich einem tätigen Leben zu widmen.“ Ein Krieg ist immer ein feiner Anlass für Veränderung und als dieser in Form des WK I das lange Zeit neutrale Griechenland erreichte, entschied sich der Pazifist Kazantzakis, ohnehin ein Leben lang um Seelen – und Weltfrieden bemüht – dazu ausgestattet vom Geld seines Onkels, um eine vorzeigbare Rechtsanwaltspraxis auf Kreta zu eröffnen – stattdessen eine Lignitmiene auf der Mani zu pachten; Ersatzdienst eben, um so den Energiebedarf der Nation zu decken. Die zu jener Zeit stillgelegten Stollen, müde Reste eines furiosen und 2500 Jahre zurückliegenden Waldbrands besichtigte der nickelbebrillte Musterintellektuelle Anfang Januar 1916 bei Stoupa und war Feuer und Flamme. Die Mani und das Kreta – das sind Seelenverwandte, modern übersetzbar so etwa wie Kreuzberg-Berlin und Schwabing-München. Die Einheimischen dort haben bis heute ihr archaisches, mysteriöses und zivilisationsabgewandtes Blut in den Adern und jenen starr-eisigen Blick, um den sich etwa Clint Eastwood karrierelang bemühte.

Konfrontiert plötzlich im Hafenkafeneion von Stoupa das halbe Dorf einstellen, rund um die Uhr Bücher führen, zu befehlen und mit mittelständischer Sorgfalt Menschen führen zu müssen, erinnerte sich der Poet an jenen schnauzbärtig-trotzgesichtigen „Mighty Quinn“, der ja eigentlich auch die Weichen zu seinem neuen tätigen Leben gestellt hatte. Wenige Wochen

später erschien der frische Witwer Sorbas mit sieben seiner zehn Kinder vor dem schmucklosen zweistöckigen Geschäftshäuschen direkt neben den Stollen. Am 2. April 1916 vermeldete die Tageszeitung von Kalamata den Beginn des Schürferns, und ein Foto zeigt 75 Arbeiter, vorwiegend Frauen und Männer vom Dorf, aber auch einige mänderrnde Kreter und Festlands-Griechen, Deutsche und Türken. Es muss eine Art Summer-of-Love-Company gewesen sein eine multikulturelle Bajazzo-Crew in Phantasieuniformen, die kaum wusste, wie ihr geschah.

Die zu Tage geförderte Kohle, von eher liederlicher Qualität wurde auf kleine Wägelchen verladen und – auf der Basis einer spontan-sorbasischen Schienenkonstruktion – auf zügigem Weg zu einer kleinen Bucht neben Kalogria liegend gerollt, von wo sie aus mit umgebauten Fischerbarken den Weg nach Kalamata, Volos oder Piräus nahm. Zur gelegentlichen Verärgerung des Vorarbeiters Sorbas verbrachte „Chef“ Kazatzakis einen Großteil seiner Tage in der heute noch einsehbaren Meditationshöhle am südlichen Ende des Kalogria-Strands. Dort baute er sich allmorgendlich einen Stuhl und einen wackligen Dreibeintisch auf, stellte sein Tintenfass darauf und schrieb im schattigen Kühl bei inspirierendem Geplätscher lange Stunden an seinem Buddha-Roman. Von hier aus war auch einzusehen, wenn der grauverstaubte Sorbas zurück in die Wohnhütte gegenüber kommen würde nach getaner Arbeit.

In seinem letzten Buch „Rechenschaft vor El Greco“ heißt es: „Wir wussten beide nur zu gut, dass dieses praktische Ziel nur ein Vorwand für die Augen der Leute war; wir hatten es eilig, dass die Sonne unterging, dass die Arbeiter aufhörten, damit wir beide uns am Strand niederlassen, unser schmackhaftes Bauernessen, unseren herben Rotwein trinken und das Gespräch beginnen konnte.“

Einmal in der Woche grillte der Halbgott Sorbas einen geopfert Hammel, ließ ein paar Fässer Wein auffahren, lud alles, was noch des Gehens und Verdauens mächtig war ein, traf mit dieser oder jener Boubulina Vorkehrungen für weiterführende Treffen und versorgte die magnetisierten Dörfler mit hymnischen Predigten: „Warum ich keine Bücher

schreibe?“ schrie er den verblüfften Vollmond an. „Weil ich sie alle erlebe und keine Zeit habe, sie aufzuschreiben. Mal erlebe ich den Krieg, mal die Frau, mal den Wein, mal das Santuri! Wo soll ich die Zeit hernehmen, nach einer Feder zu greifen? Wer die Mysterien erlebt, hat keine Zeit zu schreiben und wer die Zeit hat, erlebt die Mysterien nicht! Verstanden?“

Kazatzakis, mehr als 40 Jahre später: „Ich sprach selten; was soll ein „Intellektueller“ einem Drachen erzählen! Wenn ihm die Worte dann nicht ausreichten, sprang er auf die dicken Kiesel des Strandes und begann zu tanzen. Gesund, kerzengerade, dürr, mit geneigtem Kopf, mit kugelrunden, kleinen Augen wie die eines Vogels, tanzte er und kreischte und schlug die schweren Fußsohlen auf das Wasser des Meeressaums und bespritzte mein Gesicht mit Meerwasser.“

Was in den folgenden sechs Monaten in dem bis heute sehr royalistisch geprägten Stoupa geschah, schildert uns Kazatzakis in seinem 1964 publizierten Buch „Alexis Sorbas“, diesem wunderbaren, weltumsegelnden Schelmenroman, der – nur zum Beispiel – hierzulande 61 deutsche Verleger fand, wobei allein Rowohlt über 750 000 Exemplare unter die Leute brachte. Harte Arbeit in großer Hitze, mittlere Katastrophen, eigenartige Affären der ungleichen Männer, Lynchjustiz, Stolleneinstürze, Geldverluste, die große Leere, die Leichenfledderei, lieber Himmel, wir alle kennen doch diesen Hellenenblues, Liebe, Staub, das Blau in all dem Schwarz und Weiß, Alan Bates, die Pappas und dieser wahnsinnige Quinn. Wurde es dem Mephisto namens Sorbas zu bunt oder zu öde, setzte er sich auf den Rücken eines sprachlosen Mulis und begab sich mit den Drachmen seines Chefs ins kaum 40 km entfernte Kalamata, um dort in Nachtclubs, Bordellen und Trinkhallen zügig zu vergessen, was an neuem Equipment anzuschaffen war. Verspätet, aber zuverlässig kehrt Sorbas zurück mit vollem Herzen und leeren Händen und stellt die Sache richtig: „Klare Rechnung, du darfst mich nicht zwingen. Dann hast Du mich verloren. In dieser Hinsicht bin ich ein Mensch, ein freier Mensch.“

Trotz all dieser Eskapaden weiß er Bauleiter: „Dieser Sorbas war der Mensch

nach dem ich so lange suchte: ein lebendiges Herz, eine warme Kehle, eine unverbrauchte, große Seele.“ Und auf die selbstgestellte Frage, welche Menschen in seiner Seele die tiefsten Spuren hinterlassen haben sagt er: „Homer, Buddha, Nietzsche, Bergson. Und Sorbas. Denn dieser lehrte mich das Leben zu lieben und den Tod nicht zu fürchten.“

Als der griechische Regisseur Michael Cacoyannis 1963 mit dem von Kazatzakis hartnäckig geforderten Drehbuch-Script zwischen Sunsetstrip und Laurel Canyon hin- und herhechelte, lernte er kennen, was man unter Spießrutenlauf versteht. Notorische Geldgeber lächelten mitleidvoll, Burt Lancaster verbat sich diesen Feta-Fool zu geben und Tanzmuffel Anthony Quinn sagte nach langem Feilschen nur unter der Bedingung zu, dass er bei diesem final-idiotischen Veitsgehapse gedoubelt werden würde. Mit dubiosen Leihgeld ausgestattet begab sich ein kurioser Hollywood-Troß Richtung Kreta, nach ein paar Tagen schon reiste Hauptdarstellerin Simone Signoret ab und weil Quinn sich weiterhin tanzunlustig zeigte, wurde Mikis Theodorakis gebeten für den irischen Mexikaner eine ganz langsame Musik zu schreiben für einen Sirtaki-Tanz, den es bis dahin gar nicht gab und der mit griechischer Folklore soviel zu tun hat wie Bob Dylan mit den Fischerchören. Nach all den Dramen und all dem Chaos räumte der schwarz-weiße Sorbas-Film 1965 aber drei von sieben nominierten Oscars ab und dreht bis heute in unser aller kollektivem Bewusstsein die Runde wie ein schlafloser Wachmann.

Das Braunkohleunternehmen ging zwar vor Ort nicht so spektakulär zu Ende wie es eben jener Film zu suggerieren wusste aber die Stollen brachen nun mal zusammen, feierlich und herrlich konsequent. „Sorbas und ich hatten alles getan, um lachend, spielend, diskutierend die Katastrophe herbeizuführen.“

Am letzten Abend entließen sie die Arbeiter, bieten den obligaten Hammel, das Dorf trug Käse, Tomaten, Wein und weiteren Erntedank herbei und Sorbas griff zur Santuri und schrie nie gehörte Lieder unter die Sterne und der Unternehmer jubiliert: „Ich hatte mein ganzes Geld verloren, Arbeiter, Drahtseilbahn, Loren. Und gerade jetzt empfand ich

eine Erlösung. Mir war, als hätte ich in den harten und grässlichen Falten der Notwendigkeit einen Winkel entdeckt, in dem die Freiheit gelassen spielte. Und ich spielte mit ihr.“

Beim Morgengrauen trennten sich die beiden Männer vor der Sorbas-Baracke. Lange Blicke, Schmunzeln, ein maskulin-symmetrisches Nicken. Der Dichter reist Richtung Athen, bald wird er unter Venizelos das Sozialministerium führen, der Abenteurer landet zwischen Nis und Skopje, wo er weiter graben wird, Investoren betrügt, Felsen sprengt, Herzen hüpfen lässt, wieder heiratet und lustig weiter zeugt. Anthony Quinn brachte es mit fünf Frauen auf 13 Kinder, Sorbas dürfte die Latte etwas höher gelegt haben. Ein letzte morgendliche Beiläufigkeit von ihm lässt Kazantzakis ein Leben lang nicht los: „Um frei, richtig frei zu werden braucht es ein bisschen Verrücktheit, hörst du? Nämlich, alles zu riskieren. Du aber hast einen handfesten Verstand, er ist dein Verderben. Der Verstand ist ein Krämer, er führt Buch. Er sorgt immer für Reserven. Er schneidet die Leine nicht ab, im Gegenteil er hält sie fest in der Hand. Aber kannst du mir sagen, wonach schließlich das Leben schmeckt, wenn du die Leine nicht abschneidest? Nach Kamillentee, nicht nach Rum. Dir mangelt es an nichts, außer einem, das ist ein Stück Übergeschnaptheit.“

Danach schreiben sie sich noch in zauberhafter Freundschaft, 15 jener Briefe sind erhalten aus den Jahren 1922 und 1923 und im Jahre 1942 übergibt ein Bote auf der saraonischen Insel Ägina – dem mittlerweile weltberühmten Autor von Weltrang einen Briefumschlag mit einer serbischen Marke und dieser schwarzen Rahmung. Ein geschulter Dorflehrer übermittelt Sorbas letzte Worte: „Und wenn ein Priester kommen sollte, um mir die Beichte abzunehmen, so sage ihm, er möge sich wegsehen, ich will seinen Fluch haben. Ich habe vieles getan in meinem Leben, doch es ist noch wenig, Menschen wie ich müssten tausend Jahre leben. Gute Nacht!“

„Er ist tot!“, flüstert Kazantzakis, den zerfetzten Umschlag in der Hand, „Sorbas ist tot, niemals mehr...das Lachen ist tot, das Lied ist zu Ende, die Santuri, der Tanz auf den Kieseln des Meeres, al-

les, vorbei...“ In einer schlaflosen Nacht erscheinen dem Dichter die Wunder jenes maniotischen Jubeljahres, alles erblüht wie in einer Wiederauferstehung und beweist die unsterbliche Seele; oder das, was andere Liebe nennen. Am andern Morgen leuchtet die Tinte: „Lass uns alles tun, damit dieser herrliche Esser, Trinker, Arbeiter, Frauenjäger und Landstreicher weiterlebe, der freieste Schrei, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe.“

Es gibt in der Mani kein Museum, das an die beiden Männer erinnert. Das Bronzeportrait des auf dem Peloponnes nur mäßig verehrten Kazantzakis oberhalb der Bucht von Kalogria wurde während den Juntajahren 1967-1974 gerne übermalt und heute ist sie meist verdeckt vom Geäst eines Eukalyptusbaums. Der Roman liegt freilich aus wie überall in Griechenland in den Supermärkten zwischen Bild und Brot und Rasierklingen. In den Siebziger, jenem Jahrzehnt, dem Theodorakis einen libertinistischen Soundtrack verpasste, parkten hier manchmal bunte VW-Busse mit langhaarigen Burschen und hübschen Hippiemädchen – manche Einheimische wollen darunter Cat Stevens, Joan Baez und Leonard Cohen ausgemacht haben – und legten sich in die Sorbas-Quelle, einem kleinen Süßwasserbecken mitten in den mausgrauen Kliffs, um sich in dionysischem Kraftglück zu baden. Neben der Sorbasbaracke lässt sich heute ein schlichtes kleines Häuschen mieten, in der für uns alle begehren Meditationshöhle sind zwei, drei Fischerboote deponiert und um das einstige Firmengebäude und den Stolleneingang zu betrachten, kann man versuchen, sich an der Tankstelle zwischen Kardamili und Stoupa die genaue Route zu erfragen. Es gehört zu den Reizen dieser seltsamen Region, dass kein Aufhebens gemacht wird bezüglich dieser Episode. Das Leben ist eine reiche Sache, jeder von uns kennt die himmlische, wilde Stimme in sich und zudem befindet sich hier immerhin die letzte Küste der Freiheit.